

### Eine Kriegsrede des englischen Premierministers.

#### Aufkündigung entscheidender Beschlüsse in der Pariser Verbündetenkonferenz.

Wien, 23. Oktober.

Lloyd-George hat seinen Zuhörern in der Albert Hall die Zerstörung des Gözen von Potsdam versprochen. Er will vernichten, zerschlagen, setzt das wildeste Gesicht auf und macht die zornigsten Gebärden. Die Worte fließen wie in einem Rinnsal, aber das, wonach ganz England sich schon mehr als drei Jahre sehnt, kann er doch nicht sagen; er kann nicht mit dem Finger die Stelle auf der Karte zeigen, wo die britische Armee durchgebrochen sei und den Belgiern sowie den Franzosen die Befreiung gebracht habe. Das Poltern ist wieder nur eine Anweisung auf die Zukunft, wieder nur Prophezeiung und wieder ein Geständnis, daß England mehr als hundert Milliarden Kronen verschwendet, viele blühende Menschenleben geopfert habe ohne jedes Ergebnis in der Vergangenheit und mit dem unsicheren Hinweis auf Tage, die erst kommen sollen. Wir können uns nicht denken, daß in einem Lande, wo so viele politisch geschulte Köpfe sind und die Erziehung zum öffentlichen Leben schon seit Jahrhunderten das Urteil schärft, die Empfindung fehle, wie leer dieses Toben und Drohen sei und wie schal es wirken müsse, wenn ein verantwortlicher Staatsmann im Kriege den Ereignissen auf den Schlachtfeldern, den Berichten über die aufreibenden Kämpfe in Flandern beinahe ausweicht. Brügge ist viel näher als Potsdam. Der Göze ist an einem Punkte der Seeküste, der von den englischen Schützengräben nicht weiter entfernt ist als etwa der Monte Gabriele von Triest. Warum wirft sich Lloyd-George nicht dort auf das Ungeheuer, wo es so rasch zu packen und in der Entfernung einer Aemspanne zu treffen wäre? Er verlegt biblisch den Kriegsschauplatz nach Potsdam, weil er über Flandern schweigen muß, wo die armen britischen Soldaten im Schlamm versinken und in ungezählten Massen sterben, damit ein kleiner Hügel erobert werde, wo der Boden trockener ist und der feuchte Talnebel des Winters sich ein wenig lichtet. Wenn der Premierminister einen großen Sieg hätte mitteilen können, würde er die Nachricht hinausgeschmettert haben in die Welt. Dann hätte er von der Gegenwart und nicht von den schwankenden Umrissen einer schwer bestimmbareren Zukunft gesprochen.

Wir können uns kaum entschließen, zu glauben, daß ein Volk, das immer so reich an scharfsinnigen Männern gewesen ist, nicht die Verlegenheit und die inneren Widersprüche in der aufgedorneten Rede merken sollte. Lloyd-George will den Gözen von Potsdam zerschmettern. Das könnten wir schließlich verstehen nach einem Leipzig, Waterloo oder Sedan. Aber der Premierminister ist so stark unter dem Eindrucke des bisherigen militärischen Unvermögens, daß ihm das Geständnis entschlüpft, Deutschland werde jetzt nur zu einem Frieden bereit sein, aus dem es Nutzen ziehen würde. Die englischen Soldaten singen ein Lied: Es ist ein langer Weg nach Tipperary. Auch zum Gözen nach Potsdam, der im vierzigsten Monat des Krieges noch so mächtig ist, daß er sich von Lloyd-George nicht vorschreiben läßt, welche Grenzen die Heimat des deutschen Volkes haben solle. Wir begegnen dieser Sprunghaftigkeit in den sich gegenseitig ausschließenden Behauptungen an vielen Stellen der Rede. Der Premierminister tut so, als dürfte der Krieg nicht aufhören, bevor die Mittelmächte sich dem Befehlsfrieden der Entente unterwerfen. Er hat jedoch so wenig Gewißheit dieses Ausgangs, daß er an Deutschland die Frage richtet, ob es wisse, was der Abbruch der Beziehungen zu den südamerikanischen Staaten bedeute. Wenn der Göze von Potsdam nicht sollte zerschmettert werden können, würden Brasilien und

Peru ihren Kaffee, ihren Kakao und ihre Baumwolle den deutschen Kaufleuten nicht liefern. Welcher Mangel an Durchsichtigkeit! Deutschland kann siegen oder unterliegen. Wenn es siegen würde, könnte es gewiß Handelskriege, welche auch die Vereinigten Staaten nicht wollen, im Friedensvertrage verhindern; wenn es unterliegen sollte, würde es so zertrochener aus dem Kampfe hervorgehen, daß die Nichtlieferung von Kaffee oder Kakao der mildeste seiner Schmerzen wäre. Wie darf jedoch Lloyd-George nach der Pose eines Menschen, der mit seiner Faust den Gözenhammer umklammert, über die Lippen bringen, daß Potsdam den Krieg überleben könnte. Wenn aus den Schauromanen über Deutschland herausgeschält wird, was die Rede wirklich enthält, zeigt sich das Geständnis des Verjagens in der Gegenwart und die Unsicherheit über die Zukunft.

Der Premierminister behauptet, die Zeit wäre für England. Das sind klatschende Redensarten ohne Gehalt und ohne Beweis in den bisherigen Erfahrungen. Er hatte schon früher die Ueberzeugung, daß die Zeit für die Entente sei und mußte vor seinen Hörern, obgleich er sie auspeitschen wollte, bekennen, daß er meinte, hoffen zu dürfen, die schreckliche Macht werde in diesem Jahre gebrochen werden können. Nach einem solchen Irrtum, nach einer so gänzlichen Verkenntung der Kräfte und bei diesem Mangel an Voraussicht will Lloyd-George wagen, die Geheimnisse der Zeit, noch bevor sie entschleiert werden, zu erraten. Er wird durch seine eigenen Worte geschlagen. Wann ist die Zeit in diesem Kriege für England gewesen? Doch nicht, als Rußland so todmüde wurde, daß ein ganzes Volk fast ausnahmslos die Umwälzung herbeisehnte und die Entente eine Millionenarmee beinahe verlor. Doch nicht, als der diplomatische Erfolg in Rumänien sich wieder nicht militärisch umsetzte und zu einer der schlimmsten Enttäuschungen führte. Doch nicht, als Italien zum Treubruche verlockt wurde und jetzt, um seine Erwartungen betrogen und voll heimlichen Grolls gegen die Verbündeten, die Erleichterung in einem Ministerwechsel sucht. Diplomatische Erfolge der Entente sind niemals militärische geworden, und auch bei der Blockade, aus der für England die Leiden des Unterseebootkrieges hervorgegangen sind, konnte die Zeit nicht bewirken, daß die Mittelmächte das Ziel eines Friedens ohne Niederlage aufgeben.

Die Rede des Premierministers hat manche Ähnlichkeit mit den Borergeschichten, die er einst dem englischen Publikum vortrug. Aber nur äußerlich. Die Schminke der Selbstüberhebung täuscht nicht mehr und Spuren der Gedrücktheit werden erkennbar. Er weiß nicht, wie er aus so viel Hochmut den Ausweg finden solle. England verlängert den Krieg, weil es die Wechsel, die es den Verbündeten ausgestellt hat, nicht einlösen kann. Die Mittelmächte haben in den Kundgebungen des Grafen Czernin und der deutschen Staatsmänner einen gemäßigten und dauernden Frieden mit Bürgschaften für die geschützte Entwicklung der Menschheit empfohlen. Lloyd-George will noch immer durch ein Siegestor in die Zukunft einziehen. Aber die Schwächlichkeit, die er zu fühlen beginnt, kann er nicht mehr verhüllen. In dieser Beklemmung schildert er, was Amerika noch leisten werde. Wieder ist es eine Verheißung, ein Schultscheit, ein diplomatischer Erfolg, der den Sieg verschaffen soll, obgleich alle Künste der englischen Politik die Ueberwindung der deutschen Armee auf den Schlachtfeldern nicht durchsetzen konnten. Rechnet der Premierminister wirklich auf den Umschlag der Verhältnisse durch die Armee der Vereinigten Staaten? Nicht einmal das ist gewiß. Er sagt, daß in Paris die wichtigste Bündnikonferenz, die jemals abgehalten worden sei, stattfinden werde. Die Beschlüsse sollen über den Verlauf und den endgültigen Ausgang des Kampfes entscheiden. Wenn der Göze von Potsdam unbedingt zerschmettert werden mußte, könnte die Konferenz an diesem Willen nichts ändern. Es muß somit andere Möglichkeiten geben. Die Rede ist stark in Worten, aber nicht mehr so stahlhart im Kriegstroze wie früher.